

Was haben Bücher den anderen Medien voraus?

*Klaus Ring**

Wer sich in diesen Jahren mit Fragen des Lesens und der Leseförderung beschäftigt, tut gut daran, sich speziell mit denen auseinander zu setzen, um die er sich bemüht, mit den Lesern also: Mit ihren Verhaltensweisen, ihren Zu- und Abneigungen, aber auch mit ihrem schieren Vermögen zu lesen. Fragen dieser Art sind keineswegs trivial, denn die Antworten auf sie verändern sich seit einigen Jahren sehr rasch und gehen manchmal auch in unerwartete Richtungen. Der Leser von heute ist keineswegs der gleiche, wie wir ihn von gestern her kennen! In diesem Sinne möchte ich meinen Beitrag in drei Teile gliedern, denen jeweils Fragen vorangestellt werden, die ich dann versuchen möchte zu beantworten: Der erste Fragenkomplex ist diagnostischer Natur: Wie steht es mit dem Lesen heute?

- Wird weniger oder mehr gelesen?
- Wird genauso gelesen wie wir das – nicht zuletzt von uns selber – gewöhnt sind?
- Hat die Entwicklung der Neuen Medien das Lesen verändert?

Im zweiten Teil wird gefragt, ob es im Verhalten der Leser Typisches gibt, das das Lesen von Büchern und das Lesen auf dem Bildschirm voneinander unterscheidet. Schließlich soll uns beschäftigen, was das alles für unsere Bemühungen um zeitgerechte Leseförderung, vor allem aber die ersten Schritte dorthin, nämlich das Heranführen von Kindern und Jugendlichen an Bücher, bedeutet.

I. Wie steht es mit dem Lesen im Jahr 2000: Eine kurze Diagnose

Ich möchte über eine Studie berichten, die auf einem internationalen Kongress der Stiftung Lesen im November 2000 in Mainz vorgestellt wurde. Ihr Titel lautet: *Leseverhalten in Deutschland im neuen Jahrtausend* (Hrsg. v. Stiftung Lesen, Fischtorplatz 23, 55116 Mainz, Spiegel Verlag und Stiftung Lesen, 2001). Sie entstand in Zusammenarbeit mit dem *Börsenverein des deutschen Buchhandels*, der *Zeitungs-Marketing-Gesellschaft*, der *Stiftung Pressehaus NRZ*, der *Stiftung Presse-Grosso* und dem *Spiegel*. Auftraggeber war das Bundesministerium für Bildung und Forschung. Eine Kurzfassung wurde im November 2000 durch den *Spiegel* publiziert, die Präsentation der Gesamtstudie erfolgte auf der Leipziger Buchmesse 2001.

Die Studie stützt sich auf Erhebungen im Jahre 2000; befragt wurden 2530 Personen aus der deutschsprachigen Bevölkerung ab 14 Jahren. Die Daten wurden durch persönliche mündliche Interviews erhoben. Sie wurden ergänzt durch 120 Leitfaden-Interviews einer quotierten Auswahl der Befragten in ausgewählten Städten. Viele der Fragen wurden bereits bei einer entsprechenden Erhebung im Jahre 1992 gestellt. Dadurch werden

* Prof. Dr. Klaus Ring ist Wissenschaftlicher Direktor der STIFTUNG LEBEN in Mainz. Der Artikel stützt sich auf einen Vortrag an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn zum *dies academicus* im Mai 2001.

Vergleiche zwischen heute und damals möglich. Neu hingegen sind die Leitfaden-Interviews, die vor allem Einschätzungen über das persönliche Verhalten der Leser, respektive Nichtleser, erlauben, also qualitative Gesichtspunkte in den Vordergrund rücken.

Ich möchte zunächst die in unserem Zusammenhang wichtigsten quantitativen Daten in aller Kürze – und damit zwangsläufig etwas vereinfachend – präsentieren. Es ergibt sich folgendes Bild:

1. Das Leseverhalten hat sich unter dem Einfluss der neuen Medien, aber auch durch die Veränderung der Lebensweisen in unserer Gesellschaft, in den letzten 8 J am deutlichsten verändert:

- Es wird weniger gelesen,
- es wird vor allem aber auch anders gelesen.

Die Studie macht deutlich, dass die Menschen ihr Leseverhalten an das anpassen, was sie mit den elektronischen Medien inzwischen tagtäglich üben und erleben; an das also, woran sie gewöhnt sind, was ihnen vertraut ist und Spaß macht; vermutlich aber auch an das, was ihnen Belastungen erspart; was ihrem Wunsch nach Abwechslung und „Events“ entspricht, „nach raschen Schnitten“, um es in der Sprache des Films auszudrücken; schließlich aber auch an das, was die Anforderungen an ihr Konzentrationsvermögen nicht allzu sehr strapaziert.

Daneben hat sich gezeigt, dass das Leseverhalten ganz offensichtlich auch durch einen veränderten Umgang mit der Zeit geprägt wird, dem also, was wir als kostbarstes Gut in unserer modernen Gesellschaft ansehen. Wie viel Zeit Menschen dem – „klassischen“ – Lesen, aber auch der Informationsaufnahme auf anderem Wege (noch) einzuräumen bereit sind, das ist eine für sie offenbar grundsätzliche Entscheidung geworden, die ihr Verhalten beeinflusst wie nie zuvor.

Bücher scheinen da eher schlechte Chancen zu haben, noch schlechtere im Übrigen als Zeitungen, denn „sie sind das Medium der Langsamkeit schlechthin“, wie der französische Philosoph Lyotard einmal geschrieben hat. In dieser, von Lyotard lediglich auf den Punkt gebrachten, aber fast schon Gemeingut gewordenen Einschätzung wird daher immer wieder die Begründung für die Prognose gesehen, dass Bücherlesen, jedenfalls in der Form, wie die ältere Generation es gelernt hat und zu praktizieren gewöhnt ist, keine Zukunft haben könne. Entsprechendes gilt übrigens auch für das Lesen von Zeitungen: „Wer soll das denn noch alles lesen“, heißt es in vielen der Interviews.

Ob die Zeitfrage wirklich so entscheidend ist, sei dahingestellt. Ich möchte zunächst nur berichten und nicht prognostizieren. Der Hinweis auf die allseits bekannte Fehlprognose Marshall McLuhans vom Ende der Buchkultur zum Ablauf des Jahres 1988 möge als Warnung genügen. Eine ernst zu nehmende Tatsache – von *Spiegel* und EMNID im Jahr 2000 gemeinsam publiziert – ist allerdings, dass vor allem junge Menschen, und unter diesen vornehmlich diejenigen, die intensive Internet-Nutzer sind, von sich selber sagen,

ganz generell eigentlich keine Zeit und keine Geduld mehr zu haben; nicht mehr warten zu können um zu erfahren, wonach sie suchen, wenn sie etwas suchen, oder sich gar zu erarbeiten, was sie wissen möchten. Der Knopfdruck soll Antwort geben: sofort, am gleichen Ort, eindeutig und kurz. Hier zeigt sich eine merkwürdige Ungereimtheit in der Verhaltensweise, wie wir sie auch in anderen Zusammenhängen in der modernen Mediengesellschaft häufig antreffen: Man macht sich auf, etwas zu erfahren, gibt es aber fast im gleichen Moment wieder auf, weil einem die Zeit dafür doch zu kostbar ist.

2. Dabei hat – objektiv betrachtet – die verfügbare Zeit in den letzten acht Jahren sogar zugenommen: An Werktagen um knapp 10 % auf 282 Minuten. An Sonntagen stehen sogar gut 480 Minuten zur Verfügung. Demnach könnte für das Lesen sogar mehr Zeit zur Verfügung stehen als früher. Wenn diese Chance nicht genutzt wird, dann zum einen durch das Gefühl, dennoch eigentlich gar keine Zeit – oder zumindest weniger Zeit als früher – zu haben (und das entspricht einer breiten gesellschaftlichen Strömung). Daneben stehen aber auch bewusst andere Prioritätensetzungen für die Nutzung der Freizeit. Nicht zu lesen ist eine freie persönliche Entscheidung wie andere Entscheidungen!

3. Die Untersuchungen zeigen, dass die tägliche Buchlektüre insgesamt abgenommen hat, nämlich um weit mehr als 50 %. Gleichzeitig stieg die Zahl derer, die *nie* lesen deutlich an, und zwar um fast 40 %. Unter den Befragten sind es vor allem die Jugendlichen, die seltener lesen.

4. Nun sollte man nicht zu pauschal vorgehen. Wie wir dies aus anderen Lebensbereichen bereits kennen, ist auch die Leserschaft in ihrem Verhalten durchaus gespalten: Obwohl insgesamt weniger gelesen wird, nimmt die Zahl der gelesenen Bücher zu. Hierin scheint ein Widerspruch zu liegen, der sich allerdings schnell auflösen lässt. Die Gruppe der „Vielleser“ nämlich, derjenigen also, die sechs bis 20 Bücher jährlich lesen, ist größer geworden, und diese Vielleser lesen sogar noch mehr als vor acht Jahren – übrigens ein Phänomen, welches bei näherer Analyse klare Zuordnungen zu einzelnen Bildungsschichten in der Bevölkerung erkennen lässt, auf die hier allerdings nicht näher eingegangen werden kann.

5. Zum Wandel gehören aber nicht nur quantitative Veränderungen, sondern auch inhaltliche: Die Erwartungen an die Lektüre sind heute etwas anders. Häufiger als früher wünschen sich die Leser zurzeit Spannendes oder gar Faszinierendes. Man will sich in andere Welten, auch die der Fantasie, versetzen lassen. Daneben besteht aber durchaus auch der Wunsch, dass das Nachdenken angeregt werden möge.

Politische oder gesellschaftliche Themen sind dagegen heute weniger gefragt. Vielleicht führt die starke Medienberichterstattung über derartige Themen zu einer gewissen Ab-sättigung, obwohl sie – richtig verstanden – in manchen Fällen ja eigentlich eher zu weiterer und detaillierterer Beschäftigung anregen sollte, wie sie vorzugsweise über Bücher und Zeitungen getätigt wird. Wir erinnern uns in diesem Zusammenhang an die bereits vor vielen Jahren publizierten Untersuchungen von Elisabeth Noelle-Neumann, die auf die großen Synergien zwischen der raschen Nachrichtenaufnahme aus dem Fernsehen und der vertiefenden Zeitungs- und Buchlektüre hingewiesen haben.

6. Zu den interessantesten und vielleicht auch folgenreichsten Ergebnissen der Studie zählen aber Fragen zu den heutigen Lesestrategien; also Fragen danach, *wie* denn eigentlich gelesen wird.

Hier zeigt sich ein tief greifender Wandel, der sich allerdings schon früher und bei anderen Befragungen andeutete. So gibt es deutlich mehr Leser, die parallel, also mehrere Bücher gleichzeitig lesen. Gleichzeitig hat das oberflächliche, quasi zappende, das überfliegende Lesen also, dramatisch zugenommen. Bei Jugendlichen stieg der Anteil dieser Leser von 11 auf 31 %. Dementsprechend hört man von ihnen: „Ich suche mir nur das Interessanteste heraus“, wobei sich natürlich sofort die Frage stellt, wie sich dieses finden lässt, wenn man den Text nicht kennt und eigentlich auch nicht zu den besonders routinierten Lesern gehört, die wissen, wie man rasch fündig wird. Sehr häufig wird in den Büchern hinten nachgeschaut und „dann der Rest, schnell, hopp hopp, überflogen“.

Das lineare Lesen wird seltener, die Hemmschwelle zum Abbrechen ist niedriger geworden. „Häppchenlesen“ – wie wir dies von Zeitungen bereits kennen – hat Konjunktur. Das Anlesen wird wichtiger als das Durchlesen. Die Geduld, aber eben auch – wie aus anderen Untersuchungen schon länger bekannt – das schiere Vermögen zu lesen, reichen immer öfter nicht mehr aus. Vor allem jüngere Leser lieben das Lesen im Medien-Mix: 29 % hören bei der Lektüre Musik, 15 % haben den Fernseher laufen.

Es gibt aber auch erfreuliche Entwicklungen. Denn trotz aller Trends, die man negativ beurteilen mag, ist bei denen, die lesen, die Zufriedenheit mit ihren Büchern größer geworden. Das Gefühl, mit dem Lesen die Zeit nutzlos zu vertun, ist in dieser Gruppe seltener geworden. Wer also einmal den Weg zu Büchern gefunden hat – auf welchem Wege auch immer – hat das Empfinden, in dieser Welt gut aufgehoben zu sein. Er kann sich dort gut orientieren und er sucht sich, wenn nötig, auch die Stille und Zurückgezogenheit, die er braucht, sich in dieser Welt wohl zu fühlen.

7. Die Frage allerdings, *wie* denn der Weg in die Welt der Bücher gefunden wird, gehört zu den wichtigsten überhaupt. Wir müssen einräumen, dass wir sie in der Vergangenheit zu leicht genommen oder, noch schlimmer, nicht gestellt haben. Dabei prägt die Art und Weise, wie wir die Kinder in Wort und Schrift einführen, ihre lebenslange Einstellung zur Schriftlichkeit.

Die Erziehung zum Lesen hat ihren Ursprung im Elternhaus, spätestens im Kindergarten. Leserkarrieren beginnen ganz früh. Diese Erkenntnis ist gerade heute, wo so viel über Medienerziehung diskutiert wird, nicht hoch genug zu bewerten. Gerade die Leitfaden-Interviews der Studie haben gezeigt, dass die Wahrscheinlichkeit, dass ein Kind Vielleser wird, relativ hoch ist, wenn beide Elternteile bereits Leser waren. Leider gilt aber eben auch der Umkehrschluss.

Vor diesem Hintergrund ist der Befund sehr ernst zu nehmen, dass gerade der Einfluss der Elternhäuser dramatisch zurückgeht. Die Befragung der Jugendlichen ergab, dass die aktive, gezielte Einflussnahme der Eltern auf das Leseverhalten ihrer Kinder innerhalb der letzten acht Jahre um fast 50 %, nämlich von 46 % auf 25 %, zurückgegangen

ist. Im Übrigen: Ob es um die Bedeutung von Büchern im Elternhaus, um den Besuch öffentlicher Bibliotheken oder auch um den Deutschunterricht in der Schule ging, *überall* gab es bei der Befragung sehr häufig Fehlanzeige.

Die Bedeutung des verstehenden, reflektierenden Lesens als Instrument wie als Teil unserer Kultur, von Bildung, von Persönlichkeitsentwicklung, wird offenkundig derzeit niedrig eingeschätzt, und es wird entsprechend gehandelt.

8. Dabei wird übersehen oder verkannt, dass der Weg auch in die Informationstechnologien nur mit hoher Lesekompetenz begangen werden kann. Um den Informatiker Weizenbaum zu zitieren: „Medienkompetenz ist die Fähigkeit, kritisch zu denken; kritisches Denken lernt man indessen allein durch kritisches Lesen und dieses setzt hoch entwickeltes Sprachbewusstsein voraus“.

Das weiß man zwar eigentlich schon länger, die Zahlen aus der Studie machen den Zusammenhang aber noch einmal aus einem anderen Blickwinkel deutlich: Vielleiter nutzen nämlich sehr viel häufiger als alle anderen auch die neuen Medien: Die unter 30-jährigen PC- und Internet-Freaks lesen dreimal so viel Sachliteratur und zweimal so viel Belletristik wie die Nichtnutzer, und zwar regelmäßig. Hier gibt es also Zusammenhänge und Synergien, die bemerkenswert sind: Gerade sie sollten näher untersucht werden, denn sie bergen interessante Ansätze für moderne und nachhaltige Leseförderung.

Zum Abschluss dessen, was ich in diesem Teil darstellen wollte, möchte ich noch eine Bemerkung zum Zugang zu den Büchern selbst machen: Die so erfreuliche jährliche Steigerung der Neuerscheinungen hat eine Kehrseite, die auch unsere Untersuchung klar gezeigt hat: Die Desorientierung bei der Suche nach den „richtigen“ Büchern nimmt zu. Immer häufiger fühlen sich Buchkäufer bei der Auswahl allein gelassen. Es lässt sich leicht vorstellen, dass sich dieser Trend mit zunehmender Bedeutung des Internet-Handels weiter steigert. Viele derjenigen, die Bücher kaufen und schon wissen, was sie haben wollen, werden dies in Zukunft über das Netz tun. Sie gehen dann aber vermutlich auch seltener in die Buchhandlung. Dadurch wird zwangsläufig aber der Anteil derjenigen Kunden größer, die beraten werden müssen und qualifizierte Beratung auch erwarten. Denn dies ist schließlich der Grund, warum sie eine Buchhandlung besuchen.

Hier hat der Handel, haben aber auch öffentliche Bibliotheken erhebliche Aufgaben vor sich, die gelöst werden müssen; Aufgaben im Übrigen, die vermutlich auf einer höheren Qualitätsebene angesiedelt werden müssen als bisher üblich. Käufer und Leser von Büchern wollen eingeladen werden, und zwar auf eine sehr eigene, persönliche Weise! Denn Bücher sind eine andere Art von Handelsware als alles andere, was wir sonst kennen. Der Verleger Wulf von Lucius hatte durchaus Recht, als er kürzlich sagte: „Es muss mehr dafür getan werden, dass unser Endprodukt die Nutzer auch erreicht.“

II. Gibt es im Verhalten der Leser Typisches, was das Lesen von Büchern vom Lesen auf dem Bildschirm unterscheidet?

Auch diese, vielleicht etwas fundamental klingende Frage muss sich stellen, wer sich mit der Zukunft des Lesens von Büchern beschäftigt. Und auch hier greife ich auf unsere Studie zurück, überwiegend allerdings auf die „Leitfaden-Interviews“. In solchen „Gesprächen“ nutzen die Befragten in der Regel die Chance, das Thema Lesen aus der eigenen Perspektive, also aus den persönlichen Erfahrungen darzustellen. Auf diese Weise entsteht ein sehr detailreiches Bild von der Vielfalt der Art, wie gelesen wird. Die Selbsteinschätzung des Lesers als Ausdruck und Realisierung von Individualität ist für die Frage, wie man zum Lesen motiviert – sich selbst oder andere, privat oder professionell – von eminenter Bedeutung. Der Nachteil solcher Art von Befragung ist allerdings, dass man stets nur Individualfälle beschreiben kann, die keine Möglichkeit statistischer Auswertung belassen.

Im Folgenden möchte ich einige wenige Punkte herausstellen:

1. Das Lesen von Büchern, aber auch von Zeitungen, wird in aller Regel inszeniert. Man schafft sich typische Situationen, was den Ort, die Zeit und die entsprechend dazu gehörende Lektüre betrifft. Eine Frau, die morgens zeitig aus dem Haus muss, erzählte, sie stehe extra früh auf, damit sie nach dem Frühstück noch sieben (!) Minuten Zeit habe, um in ihrer Lieblingszeitschrift zu lesen. Das sei wichtig für den Tag und unverzichtbar.

Eine andere typische Aussage lautet: „Morgens mit der Zeitung beim Frühstück, tagsüber für die Arbeit mit Fachliteratur am Schreibtisch, nachmittags und abends im Wohnzimmer mit dem Buch“. Gewohnheiten dieser Art prägen den Tagesablauf; sie sind gleichsam zu Ritualen geworden und insofern wichtig für die Selbstbindung des Lesers an seine Lektüre, egal ob es sich um Bücher, Zeitungen oder Zeitschriften handelt. Dazu gehört aber auch eine durchaus genießerische Komponente: Immer wieder sprachen die Probanden der Studie von der Wichtigkeit, eine angemessene Atmosphäre zu schaffen: „Zum Lesen muss es gemütlich sein, behaglich und bequem“.

2. Für die zweite Beobachtung, die ich herausstellen möchte, greife ich vor allem auf die Zusammenfassung einer der Autorinnen der Studie, Sabine Groß, zurück. Sie macht nämlich deutlich, dass der Zugang zu Büchern beinahe nie mit den Augen allein erfolgt, sondern in fast jedem Fall mehr oder weniger direkt auch über die Hände vermittelt wird. Und eben nicht nur deshalb, weil das Buch gehalten werden muss, sondern weil die Hände Orte haptischer Sinneswahrnehmung sind, Orte eben auch, die bestimmte Gefühle vermitteln. Wo dies, wie bei der Bildschirmlektüre, fehlt, wird von den Befragten interessanterweise immer wieder die „Unhandlichkeit“ kritisiert; dies gilt selbst für die begeisterten Nutzer, die „Freaks“ der Neuen Medien.

In der Klarheit und Dezipiertheit der Aussagen war dies überraschend, auch wenn man Erklärungen dafür finden kann. Denn die Bedeutung des Haptischen hat sehr alte anthropologische Wurzeln. Wir trauen zwar unseren Augen, die uns 80 % der Wahrnehmung

gen vermitteln. Der Tastsinn gilt aber als der gründlichste und unmittelbarste Modus von Weltvergewisserung, der uns zur Verfügung steht und phylogenetisch in unser Wahrnehmungs-Sensorium eingeschrieben ist. Tasten und Berühren sind für die Entwicklung unserer Erfahrungen schon ganz früh von entscheidender Bedeutung. Wir bestehen darauf, Dinge in den Händen halten zu können, zu berühren: Wir wollen „erfassen und begreifen“. Erst dadurch wird für uns etwas wirklich. Man denke daran, wie Babys schon sehr früh damit beginnen, durch Tasten und Greifen ihre Welt zu erforschen, und wie sie auf diesem Wege Mal für Mal ihre Wahrnehmungen erweitern. Für die Kinderpädagogik ist dies eine alte Erfahrung; den Kinderärzten geben solcherart Fähigkeiten Auskunft über den Entwicklungsstand eines Kindes.

Mit derart instinkthaftem Verhalten hat offenbar zu tun, dass wir – oft ganz unbewusst – so gerne und in der Regel ganz spontan in Büchern oder Zeitschriften blättern. Damit finden wir einen ersten Zugang zu ihnen – oder eben auch nicht, wenn sie uns unsympathisch sind. Der unbewusste Wunsch zu blättern erleichtert es uns im Übrigen, sehr schnell im Text hin und her zu springen, noch einmal etwas nachzulesen. Wir folgen damit uralten menschlichen Verhaltensmustern. In diesem Sinne wird in den Interviews die Möglichkeit gerade haptischer Erfahrung als positives Kriterium für die Buchlektüre herausgestellt und hervorgehoben, wie viel besser Blättern doch praktizierbar ist als das „Scrollen“ auf dem Bildschirm.

3. Bücher spielen aber auch eine Rolle im sozialen Umgang miteinander. Für fast alle Häufigleser findet Lesen innerhalb eines Netzwerkes von Freunden, Familien, Kollegen statt, mit denen man sich regelmäßig über Bücher austauscht, denen man sogar Bücher ausleiht oder verschenkt. „Es muss raus; das was ich gelesen habe, muss ich auch erzählen“, sagte einer der Befragten. Und schließlich: Wenn Bücher verschenkt werden, dann sollen sie schön sein. Auch das ist im Kontext sozialer Verhaltensweisen zu sehen. Wer verschenkt schon gerne etwas, das unansehnlich ist?

4. Ich habe schon darauf hingewiesen, dass Bücher – Printmedien generell – sich als Präsentationsformen entwickelt haben, die dem menschlichen Wahrnehmungsvermögen in vielerlei Hinsicht optimal gerecht werden. Auch wenn sogar wir Leser es selber oft belächeln: Die Rolle, die die Entwicklung emotionaler Beziehungen zu Büchern spielt, ist groß. Bücher werden bei nachhaltigen Lesern fast zu Familienmitgliedern. Wenn Kritik an den elektronischen Lesemedien geübt wird, dann konzentriert sie sich dementsprechend auf die komplementären Negativ-Erfahrungen:

- Bildschirmmedien werden als unsinnlich, ungemütlich, ohne Atmosphäre,
- als unbequem, umständlich, unübersichtlich
- und, als Konsequenz, als anstrengend und ermüdend angesehen.

Es ist auffällig und für mich ganz unerwartet, dass die Kritik sich in der Regel gar nicht so sehr an den Inhalten der Texte oder Information orientiert, sondern an den Präsentationsformen, eben an der „Handhabbarkeit“.

Als Ergebnis der Untersuchungen, aus denen ich nur einen sehr kleinen Ausschnitt präsentieren konnte, lässt sich ableiten, dass die Erlebniswelt der Bücher ohne Frage durch andere Gesetzmäßigkeiten bestimmt wird als die Erlebniswelt der elektronischen Lesemedien. Das Leben in beiden Welten unterscheidet sich in den angesprochenen *äußeren* Aspekten voneinander, aber auch im Hinblick auf die unterschiedlichen *qualitativen* Anforderungen an den Einzelnen. Einer der Reize dieser Tatsache liegt darin, dass keine dieser beiden Welten ohne die jeweils andere Zukunft haben wird.

III. Resümee

All meine Ausführungen, die ich im zweiten Teil vorgebracht habe, gelten naturgemäß nur für die, die wirklich im „klassischen“ Sinne lesen. Im ersten Teil habe ich erläutert, dass dies ein kleiner werdender Anteil der Bevölkerung ist, und dass die Lesekultur in Deutschland sich zwar nicht im Absturz befindet, aber unverkennbar im Sinkflug. Was ist zu tun, wenn man diese Entwicklung aufhalten will? Nicht nur im Hinblick auf den Erhalt der Buchkultur als solcher, sondern auch im Sinne einer Vorbereitung der jungen Menschen auf eine multimediale Informationsgesellschaft, für die hoch entwickeltes Lesevermögen, Erfahrung im Umgang auch mit komplizierten Texten und der Bewältigung auch einer Überfülle von Informationen Voraussetzung ist?

Um es mit dem Rektor der Universität Erfurt, Wolfgang Bergsdorf, auszudrücken: „Hardware und Software sind unschlagbar im Suchen, Speichern und Rechnen. Aber die Menschen sind auch unschlagbar: Im Bewerten, in der Interpretation und im Kontextbewusstsein“. Ins Allgemeine übersetzt heißt das: Es reicht nicht, den Menschen fakten-satt durchs Leben rennen zu lassen. Der Führerschein für die Datenautobahnen wird durch Lesen erworben.

Die Erfahrungen der letzten Jahre zeigen deutlich, dass wir in Deutschland dringend eine Intensivierung der Leseförderung brauchen. Aber wann und wie ist vorzugehen? Einiges ergibt sich aus dem zuvor Gesagten. Es ist aber noch ein weiterer Aspekt zu berücksichtigen. Hierzu möchte ich noch einmal zurück in die Phylognese des Menschen gehen. Es mag überraschend klingen, aber zum Leser wird man eben nicht geboren. In der Evolution des Menschen war das Lesen nicht vorgesehen. Vermutlich ist dies einer der Gründe, warum das Lesen immer schon bedroht war und daher auch unverdrossen gefördert werden musste. Das menschliche Gehirn besitzt keine Region, die im Laufe der Entwicklungsgeschichte speziell für die Entwicklung von Lesekompetenz entstanden wäre, ganz im Gegensatz etwa unserer Fähigkeit zum Hören, zum Sehen oder auch zum Sprechen.

Wenn wir dennoch in der Lage sind, Lesen und Schreiben zu lernen und zu hoher Perfektion zu entwickeln, dann liegt das daran, dass es uns gelingt, Hirnregionen nutzbar zu machen, die ursprünglich für andere Zwecke entwickelt worden waren. Das aber bedeutet viele Jahre Arbeit, und zwar zur rechten Zeit. Denn die Entwicklung dieser Hirnregionen zu der notwendigen hohen Funktionsfähigkeit gelingt im Wesentlichen nur wäh-

rend einer bestimmten „Prägungsphase“. Für sie gilt das Gleiche wie beispielsweise für die Entwicklung ihres Zwillings, der Sprache:

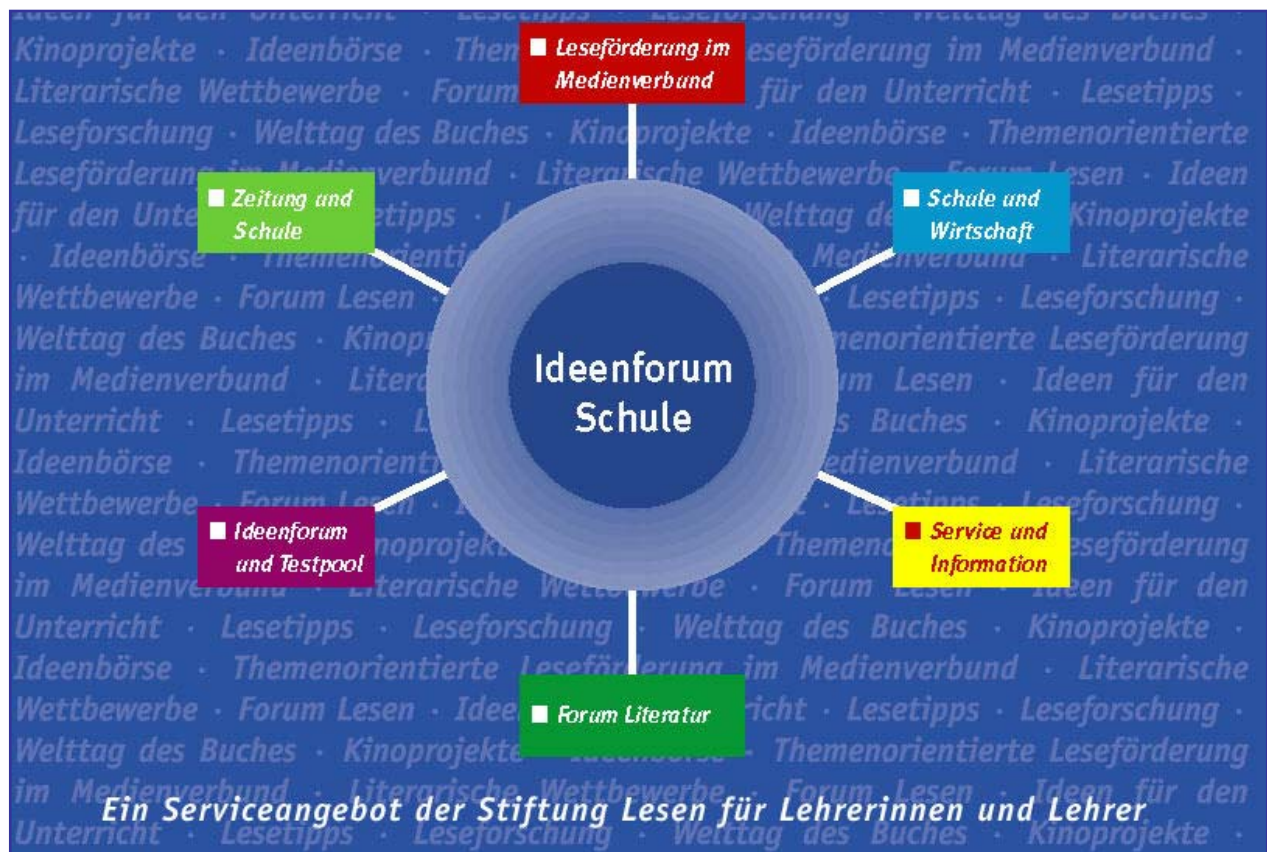
Die Erschließung der entsprechenden Hirnareale geschieht nie von selbst, sondern nur durch Anregung von außen: Allein das Sprechen, resp. das Lesen *selbst* vermag die Vorgänge im Gehirn in Gang zu setzen, die zur Ausbildung dauerhafter Strukturen führen. Nur dann nämlich beginnen die Nervenzellen in den betroffenen Arealen zu wachsen. Sie beginnen aber auch, sich untereinander zu verknüpfen: Jede einzelne der betroffenen Zellen, jedes Neuron vermag, auf entsprechende „Reize“ hin Verbindungen mit vielleicht 10.000 anderen Zellen auszubilden und auf diese Weise hoch effiziente Kommunikationswege zu schaffen. Man bezeichnet diese Strukturen als neuronale Netze, ihre Verbindungsstellen als Synapsen. Es sind diese neuronalen Netze, die die *information super highways* in unseren Köpfen darstellen. Je dichter die Netze sind, desto leistungsfähiger sind sie. Erst durch ihren Aufbau erhält das Gehirn seine funktionale, im Übrigen auch anatomische Vollendung.

Aber nicht nur der *Aufbau* dieser Strukturen, sondern auch ihre Stabilisierung bedürfen der Reize von außen, also des Praktizierens; denn die Synapsen zerfallen wieder, wenn sie nicht genutzt werden und ihr Bedarf nicht durch stetige Inanspruchnahme bestätigt wird. Hier drückt sich eine biologische Regel aus, die gar nicht ernst genug genommen werden kann. Und eine zweite Regel gehört dazu: Die Entwicklung wird durch biologische Uhren gesteuert: Die Zeiträume, innerhalb derer die Entwicklungsprozesse ablaufen können, sind begrenzt. Das „Entwicklungsfenster“ für die Sprache schließt sich zwischen dem fünften und dem achten Lebensjahr, das „Fenster“ für das Lesen mit dem 13. bis 15. Lebensjahr. Was bis dahin nicht an Strukturen geschaffen wurde, kann später kaum noch aufgebaut werden. Damit aber sind auch die abgeleiteten Fähigkeiten begrenzt, ob enger oder weiter. Das ist folgenreich auch für anderes. Denn Lesen lernen bedeutet nicht nur das Vertraut-Werden mit einer unserer fundamentalen Kulturtechniken, sondern ist ein wichtiges Stimulans für die Entwicklung auch der emotionalen und kognitiven Fähigkeiten. Zuerst über das Sprechen, dann über das Lesen und Schreiben entwickeln Kinder nicht allein ihre Möglichkeiten, sich auszudrücken, sondern ihre Fantasie, ihre Kreativität, ihr bildliches Vorstellungsvermögen, ihr Vermögen, die Welt wahrzunehmen und sich in ihr zu orientieren, letztlich ihren Verstand.

Daher ist es so wichtig, Kinder von klein auf an Bücher – Bilderbücher wie Lesebücher – heranzuführen. Das ist übrigens einfacher, als viele sich vorstellen, denn Kinder brauchen nicht nur Bücher, sondern sie *wollen* auch Bücher, wenn sie sie erst einmal kennen gelernt haben. Sie haben Spaß daran, sich mit fremden Geschichten – komischen wie ernsten – zu beschäftigen, wie sie ja auch Spaß daran haben, mit der Sprache zu spielen. Aber sie müssen Gelegenheit dazu bekommen. Dazu gehören Partner. Partner zum Sprechen und Partner für das Vorlesen, und zu diesem gehören auch die angesprochenen Rituale, die die Eltern für sich selber für so wichtig halten. Dazu gehört Zeit, dazu gehört Ruhe, dazu gehören menschliche Nähe und Geborgenheit. – Das alles *scheint* ganz unzeitgemäß; dennoch ist es unverzichtbar.

Aus dem Gesagten lassen sich Regeln für die Vorgehensweise ableiten, wenn man moderne Leseförderung betreiben will. Unerlässlich ist *frühes* Handeln. Dementsprechend bilden für die *Stiftung Lesen* Projekte im Bereich der Familien und Kindergärten einen besonders wichtigen Schwerpunkt. Dazu gehört auch ein Projekt, in das ein Drittel aller Kinderarztpraxen einbezogen ist. Einen zweiten Schwerpunkt bilden Projekte für die Schule. Soweit realisierbar, werden auch die öffentlichen Bibliotheken als Projektpartner beteiligt. Es ist unser Ziel, Leseförderung so breit wie möglich anzulegen und hierfür Netzwerke zwischen den Beteiligten zu entwickeln. Der Erfolg gibt diesen Bemühungen Recht.

Nähere Informationen im Internet-Portal
<http://www.StiftungLesen.de>



Anregungen für den Unterricht, die zum Beispiel aktuelle Kinofilme aufgreifen, stehen im Mittelpunkt des breiten Projektangebots der *Stiftung Lesen* für Lehrerinnen und Lehrer aller Schularten.
 Anregungen zu kreativen Projekten im Unterricht gibt es nicht nur zum Deutschunterricht, sondern z.B. auch in den Fächern Englisch, Sozialkunde, Biologie und Geschichte, sowie Wirtschaft und Physik.

(screenshot mit freundlicher Genehmigung von Stiftung Lesen)